

Elizabeth Strout
Erzähl mir alles

Elizabeth Strout

Erzähl mir alles

Roman

Deutsch von Sabine Roth

Luchterhand

*Für meine liebe Freundin Kathy Chamberlain,
seit vierzig Jahren Erstleserin meiner
Bücher, ohne deren feine Antennen ich nie
die Schriftstellerin geworden wäre, die ich
heute bin – und durch deren Ratschläge dieser
Roman zu seiner Stimme gefunden hat.*

*Und für meinen Mann Jim Tierney,
der mir die Freiheit zum Schreiben lässt.*

*Und auch für Jim Howaniec, einen der besten
Strafverteidiger in Maine, auf dessen Wissen
ich zurückgreifen durfte.*

Erstes Buch

I

Das ist die Geschichte von Bob Burgess, der in der Stadt Crosby im Bundesstaat Maine lebt, ein großer, schwerfälliger Mann, und zu der Zeit, um die es uns geht, ist er fünf-undsechzig Jahre alt. Bob hat ein großes Herz, was ihm aber so nicht bewusst ist; wie so viele von uns kennt er sich weniger gut, als er meint, und er würde niemals glauben, dass es in seinem Leben Dinge gibt, die festhaltenswert wären; doch es gibt sie, bei uns allen gibt es sie.

Der Herbst kommt früh in Maine.

Schon ab der zweiten oder dritten Augustwoche kann es passieren, dass man am Steuer den Blick hebt und in der Entfernung eine Baumkrone sieht, die sich rot färbt. In Crosby, Maine, machte in diesem Jahr der große Ahorn neben der Kirche den Anfang, dabei war der August noch nicht einmal zur Hälfte um. Dennoch verfärbten sich die Blätter an der Ostseite des Baumes. Das wunderte die Einheimischen; seit sie denken konnten, hatte sich dieser Ahorn nie als erster verfärbt. Ende August leuchtete der ganze Baum, wenn auch nicht rot, so doch in einem fahlen Gelblich-Orange, das einem ins Auge sprang, sobald man in die Main Street einbog. Und dann kam der September, die Sommerfrischler verschwanden dorthin, wo sie

hergekommen waren, und die Straßen von Crosby waren oft fast menschenleer. Die Herbstfarben blieben insgesamt eher matt; die Leute mutmaßten, dass das an der Trockenheit im August – und auch jetzt im September noch – liegen könnte.

Noch vor wenigen Jahren hatte der Weg von der Schnellstraße ins Ortsinnere nach dem Autohaus, dem Doughnut-Laden und dem Diner an einer Reihe großer, verwahrloster Holzhäuser vorbeigeführt, deren Veranden volllagen mit Fahrradmänteln, Plastikspielzeug, Kleiderbügeln und uralten Klimageräten, und in einem dieser Häuser wohnte ein schon älterer Mann namens Ricky Davis. Er war ein massiger Mann, der sich häufig betrank und dann mit rutschender Hose über dem Seitengeländer seiner Veranda lehnte, so dass die Vorbeifahrenden tief in die Ritze seines gewaltigen Hinterns schauen konnten, und die, die ihn zum ersten Mal so sahen, drehten verblüfft den Kopf nach ihm. Aber seitdem hatte die Stadtverwaltung beschlossen, an dieser Stelle das neue Polizeirevier zu bauen, und deshalb waren Ricky Davis und die Veranda, auf der er immer gestanden hatte, nicht mehr da; jetzt wohnte er in einer Sozialwohnung in der Nähe des alten Festplatzes, hieß es.

Fuhr man weiter in die Stadtmitte, stand ein Stück abseits der Main Street ein großes Backsteinhaus. Nachdem im November die Uhren zurückgedreht worden waren, so dass es früher dunkel wurde, konnten die Handvoll Leute, die in ihren Autos vorbeifuhren oder den Gehsteig gegenüber

entlanggingen, zu den gelb erleuchteten Fenstern hineinschauen und, solange die Vorhänge noch offen waren, Bob Burgess und seine Frau Margaret Estaver sehen, wie sie in der Küche standen und kochten. Die Menschen wussten, wer sie waren, und auf eine unterschwellige Art vermittelte ihnen dieses Paar, das hier so direkt im Zentrum der Stadt lebte, eine große Stabilität: Margaret war die unitarische Pastorin, und sie hatte ihre Gefolgschaft. Bob war in jungen Jahren lange Zeit Anwalt in New York gewesen, aber das kreidete ihm niemand an, vielleicht weil er ebenfalls von hier kam, aus dem nur fünfundvierzig Minuten entfernten Shirley Falls; er war nach Maine zurückgekehrt, als er und Margaret geheiratet hatten; fast fünfzehn Jahre war das nun her. Er übernahm noch vereinzelte Strafsachen in Shirley Falls, wo auch seine Kanzlei war, aber weitgehend hatte er sich aus dem Beruf zurückgezogen. Außerdem – davon sprachen die Leute mehr hinter vorgehaltener Hand – hatte Bob als Kind eine Tragödie erlebt: Er hatte mit den Gängen des elterlichen Autos herumgespielt, und es war die abschüssige Einfahrt hinuntergerollt; soweit es die Leute im Ort wussten, hatte das Auto – und damit Bob – Bobs Vater getötet, der am Fuß der Einfahrt nach der Post sah.

Auch Olive Kitteridge, die neunzig war und in der Seniorenresidenz lebte, den Maple Tree Apartments, kannte die Geschichte von Bob Burgess. Sie hatte ihn immer gemocht, diese freundliche Traurigkeit, die er ausstrahlte, vermutlich, so dachte sie, als Folge jenes frühen Unglücks. Für Margaret, seine Frau, hatte Olive nicht viel übrig. Das lag daran, dass

Margaret Pastorin war, und Pastoren konnte Olive nicht leiden – außer Cookie, der sie mit Henry getraut hatte, Olives erstem Mann. Ein wunderbarer Mensch, der Reverend Daniel Cooke. Und ein wunderbarer Mensch, Henry Kitteridge.

Die Pandemie war eine schwere Zeit für Olive gewesen, eine schwere Zeit für alle, so gesehen, aber sie hatte sie durchgestanden, Tag für Tag in ihrer kleinen Wohnung in der Seniorenresidenz, auch wenn sie, als sie nicht mehr im Speisesaal essen durften, sondern die Mahlzeiten aufs Zimmer gebracht bekamen, manchmal dachte, sie würde durchdrehen. Doch dann, ab Ende des ersten Jahres, nach den Impfungen und etwas später der Auffrischung, kam sie wieder mehr unter Leute, wenn etwa jemand sie in die Stadt oder hinunter ans Wasser fuhr. Das wahre Problem jedoch war, dass während des Lockdowns ihre beste Freundin, Isabelle Goodrow, die zwei Türen weiter wohnte, schwer gestürzt war und – schlimmste aller schlimmen Möglichkeiten – in den Pflegetrakt verlegt worden war, »über die Brücke«, wie das hier hieß. Jetzt besuchte Olive sie dort jeden Tag und las ihr die Zeitung von der ersten bis zur letzten Seite vor. Aber der Einschnitt hatte sie hart getroffen und tat es noch.

Ganz am Ende der Landspitze, hoch auf einem Felsen über dem (zumeist) wogenden Atlantik, lebte eine Frau namens Lucy Barton, die vor zwei Jahren zusammen mit ihrem Exmann William vor der Pandemie aus New York hierhergeflohen war, und dann waren sie geblieben. Das sah man

in Crosby mit gemischten Gefühlen; das gewohnheitsmäßige Misstrauen gegenüber New Yorkern spielte dabei eine Rolle, aber auch die Tatsache, dass die Grundstückspreise in Crosby in die Höhe geschnellt waren, genau wegen Zugereister wie dieser Lucy Barton, die einfach nicht mehr weggingen, so dass Leute aus Maine, die sich Hoffnungen auf ein besseres Haus gemacht hatten, sich nun keins mehr leisten konnten. Lucy Barton war in einer Kleinstadt in Illinois groß geworden und hatte als Erwachsene durchgehend in New York gelebt, sie hatte Maine also nicht einmal als Sommergast besucht, bevor sie mit ihrem Exmann hier aufgetaucht war. Dazu kam, dass sie Schriftstellerin war, und auch das betrachteten die Einheimischen mit Skepsis; im Großen und Ganzen hätten sie es gern gesehen, wenn sie nach New York zurückgekehrt wäre, aber niemand konnte ihr etwas Schlechtes nachsagen, und außer wenn sie mit ihrem Freund Bob Burgess am Fluss spazieren ging, bekam man sie auch kaum zu Gesicht. Nur ab und zu sah jemand sie durch die Hintertür schlüpfen, die zu dem kleinen Raum über der Buchhandlung führte, den sie als Büro mietete.

Auf der Main Street hingen in fast allen Schaufenstern Schilder, auf denen AUSHILFE GESUCHT oder WIR STELLEN EIN stand, und entlang der Küste hatten einige Lokale ganz schließen müssen, weil sie keine Arbeitskräfte fanden. Was war schiefgelaufen? Darüber kursierten verschiedene Theorien, aber letztlich muss man sagen, dass die meisten Einwohner von Crosby es nicht wussten. Sie wussten lediglich, dass die Welt nicht mehr so war, wie sie früher

gewesen war. Und der Großteil dieser Einwohner war alt, oder jedenfalls nicht mehr jung, denn so verhielt es sich mit der Bevölkerung von Maine schon sehr lange. Manche sahen darin die Wurzel des Übels – dass nicht genügend junge Leute da waren, um die Stellen zu besetzen. Andere hielten dagegen, dass der Arbeitsmarkt im ganzen Land darniederliege; wegen der Opioidkrise, vermuteten einige; die Leute bestünden einfach die Drogentests nicht, die einer Einstellung vorausgingen. Und wieder andere meinten, schuld sei die junge Generation: Malcolm Moodys sechzehnjähriger Enkel etwa, der drei Tage lang zu Besuch gewesen war, hatte die ganze Zeit nur auf seinem iPhone Spiele gespielt. Was konnte man da noch tun?

Nichts.

Und dann explodierten im Oktober plötzlich die Farben, sprengten die Welt mit ihrem Gold. Die Sonne schien herab, gelbe Blätter flatterten und schwebten; es war ein betörender Anblick. Die Tage waren kalt, nachts regnete es, aber am Morgen schien wieder die Sonne, die ganze Pracht und Herrlichkeit der Natur schimmerte und funkelte um die kleine Stadt Crosby. Die Wolken, die tief am Himmel hingen, schoben sich zwischendurch vor die Sonne, und dann teilten sie sich so schlagartig, als würde ein helles Licht angeknipst, und der Himmel war wieder blau und leuchtend, und aus ihm sanken die gelben und orangeroten Blätter lautlos zur Erde.

* * *

An einem dieser Oktobertage setzte sich ein Gedanke in Olive Kitteridge fest, und sie ging fast eine Woche mit ihm schwanger, bevor sie Bob Burgess anrief. »Ich habe eine Geschichte für diese Schriftstellerin, diese Lucy Barton. Können Sie ihr sagen, dass sie mal bei mir vorbeikommen soll?«

Die Geschichte ging Olive in letzter Zeit immer wieder im Kopf herum, und sie dachte – wie nicht wenige Menschen das tun –, wenn ein Schriftsteller von ihrer Geschichte erfuhr, dann konnte er sie vielleicht eines Tages in einem Buch verwenden. Olive wusste nicht, ob Lucy eine berühmte Schriftstellerin war oder eine nicht so berühmte, aber sie entschied, dass das keine Rolle spielte. In der Bücherei waren ihre Bücher immer ausgeliehen, also hatte Olive sie in der Buchhandlung bestellt, und etwas daran gab ihr beim Lesen das Gefühl, dass diese Lucy mit der Geschichte, die Olive zu erzählen hatte, vielleicht etwas anfangen konnte.

Und so trudelten an diesem Herbsttag die gelben Blätter des Baums, den Olive durch ihre große Terrassentür sah, langsam zu Boden, während sie dasaß und auf Lucy Barton wartete. Von ihrem Ohrensessel aus zählte sie an ihrem Vogelhäuschen zwei Schwarzkopfmeisen und eine Haubenmeise. Sie beugte sich mit einem Ruck vor: War das ein Eichhörnchen? Olive klopfte mit den Fingerknöcheln scharf an die Scheibe, und das Eichhörnchen trollte sich. »Ha!« Sie lehnte sich wieder zurück. Eichhörnchen hasste sie, weil sie ihr die Blumen abfraßen, und ständig vertrieben sie ihre Vögel.

Olive nahm ihre Brille von dem Tischchen neben ihr, griff nach dem großen schnurlosen Telefon, das ebenfalls auf dem Tisch lag, und tippte ein paar Tasten.

»Isabelle«, sagte sie. »Ich kann heute Morgen nicht kommen. Ich kriege Besuch. Ich erzähl's dir, wenn wir uns am Nachmittag sehen. Bis dann.« Olive legte das Telefon weg und ließ den Blick durch ihre kleine Wohnung wandern.

Sie versuchte, sie durch die Augen der Schriftstellerin zu betrachten, und fand sie recht vorzeigbar. Das Zimmer war aufgeräumt, frei von diesem grässlichen Alte-Leute-Schnickschnack, den man in so vielen anderen Wohnungen antraf, wo sämtliche Oberflächen vollgestellt waren mit Fotos der Enkel, solchem Unfug. Olive hatte vier Enkel, aber nur von einem gab es ein Bild, ein kleines in ihrem Schlafzimmer, das den kleinen Henry zeigte, der schon längst nicht mehr klein war. Auf dem Geschirrschrank im Wohnzimmer hatte sie eine große Fotografie von ihrem ersten Mann Henry stehen, das reichte ihr völlig. Jetzt sah sie ihn an und sagte: »Na, Henry, dann schauen wir mal, wie gut sie mitgeht.«

Um fünf vor zehn klopfte es zaghaft an Olives Tür, und Olive trompetete: »Reinkommen!«

Ins Zimmer trat eine kleine Frau, die schüchtern und verhuscht aussah. Olive konnte diesen verhuschten Typ nicht ausstehen. Die Frau sagte: »Entschuldigung, dass ich so früh komme. Ich bin immer zu früh dran, ich kann nichts dagegen machen.«

»Schon in Ordnung. Ich hasse Leute, die zu spät kom-

men. Setzen Sie sich«, und Olive deutete mit dem Kinn auf das kleine Sofa an der Wand gegenüber. Lucy Barton kam herein und setzte sich hin. Sie trug einen Mantel mit schwarz-blauen Schottenkaros, der ihr bis übers Knie reichte, und Jeans, die Olive zu eng für eine Frau ihres Alters fand: Lucy war sechsundsechzig, Olive hatte es nachgeschaut.

Das Sofa war sehr stramm gepolstert, das wusste Olive, aber so, wie die Frau darauf saß, schaffte sie es irgendwie, es *unerträglich* stramm wirken zu lassen. Und an den Füßen hatte sie die verrücktesten Schuhe, die man sich nur vorstellen konnte, Stiefel mit langen, dicken silbernen Reißverschlüssen von den Zehen aufwärts. Olive sah auf die schmalen Knöchel, die engen Hosen, die in den Schuhen verschwanden.

»Ziehen Sie doch den Mantel aus«, sagte sie.

»Nein danke, ich friere sehr leicht.«

Olive verdrehte die Augen. »Also kalt ist es hier ja wohl nicht.«

Sie war enttäuscht von diesem Mäuschen. Ein Schweigen trat ein, und sie ließ ihm Raum. Schließlich sagte Lucy Barton: »Jedenfalls schön, Sie kennenzulernen.«

»Tja-ja«, war alles, was Olive darauf erwiderte. Sie wippte mit dem Fuß. Irgendetwas war merkwürdig an der Frau – sie trug keine Brille, ihre Augen hatten eine normale Größe, aber sie hatte so etwas leicht Verdutztes in ihrem Blick. »Was sind das für Dinger, die Sie da an den Füßen haben?«, fragte Olive.

Die Frau streckte ihre Zehen senkrecht nach oben und

sah sie an. »Ach, das sind Stiefel. Wir waren im Sommer in Rockland, und da habe ich sie in einem Laden entdeckt.«

Rockland. Geld. War ja zu erwarten, dachte Olive. Sie sagte: »Es liegt kein Schnee, wozu brauchen Sie da Stiefel?«

Die Frau schloss einen langen Moment die Augen, und als sie sie wieder öffnete, mied sie Olives Blick.

»Sie wollen also hier in Crosby wohnen bleiben, hab ich gehört«, sagte Olive.

»Von wem haben Sie das gehört?« Das fragte die Frau, als wäre sie wirklich gespannt auf die Antwort, im Gesicht immer noch diesen erstaunten Ausdruck.

»Bob Burgess.«

Daraufhin veränderten sich die Züge der Frau, sie wurden kurz weicher, gelöster. »Ah«, sagte sie.

Olive holte Atem und sagte: »Und, Lucy. Wie gefällt es Ihnen in unserem kleinen Städtchen?«

»Es ist eine ziemliche Umstellung«, sagte Lucy Barton.

»Na ja, es ist nicht New York, wenn Sie das meinen.«

Lucy sah sich im Zimmer um und sagte dann: »Ja, das meine ich wohl.«

Olive ließ sie nicht aus den Augen. Mehrere Sekunden lang war nur das Ticken der Standuhr zu hören und dann das leise Summgeräusch des Kühlschranks aus der Küchennische. »Sie haben Bob gesagt, dass Sie mir eine Geschichte erzählen wollen?«, sagte Lucy. Sie schob sich den Mantel von den Schultern, ließ ihn aber umgehängt; darunter trug sie einen schwarzen Rollkragenpullover. Mager. Ein mageres Mäuschen. Aber in ihren Augen war jetzt eine große Wachheit.

Olive zeigte vage in Richtung des Bücherstapels in dem unteren Fach des Tischchens neben ihr. »Ich hab alle Ihre Bücher gelesen.«

Dazu schien Lucy nichts einzufallen, auch wenn ihr Blick zu dem Bücherstoß in dem Fach hinabglitt.

Olive sagte: »Diese Erinnerungen von Ihnen fand ich ja ein bisschen selbstmitleidig. Sie sind nicht der einzige Mensch, der aus armen Verhältnissen kommt.«

Auch darauf wusste Lucy Barton offenbar keine Erwiderung.

Olive sagte: »Und wie findet Ihr Exmann William es, wenn Sie so über ihn schreiben? Das wüsste ich doch gern.«

Lucy hob leicht die Schultern. »Es stört ihn nicht groß. Er weiß ja, dass ich Schriftstellerin bin.«

»Aha. Soso.« Olive fügte hinzu: »Und jetzt sind Sie beide wieder zusammen. Wieder ein Paar. Aber nicht verheiratet.«

»Richtig.«

»In Crosby, Maine.«

»Richtig.«

Wieder ein Schweigen. Dann sagte Olive: »Sie sehen kein bisschen so aus wie auf dem Foto auf dem Bucheinband.«

»Ich weiß«, sagte Lucy schlicht und zuckte die Achseln.

»Wie kommt das?«, wollte Olive wissen.

»Das Bild hat ein Profifotograf gemacht. Und meine Haare sind nicht mehr so blond wie damals. Die Aufnahme ist schon ein paar Jahre alt.« Lucy fuhr sich durchs Haar, das kinnlang und von einem blassen Braun war.

»Na, auf dem Foto waren sie auch *zu* blond«, urteilte Olive.

Ein einzelner Sonnenstrahl schob sich zum Fenster herein und fiel schräg über die Holzdielen. Man hörte die Standuhr in der Ecke ticken. Lucy langte hinter sich, zog den Mantel hinter ihrem Rücken hervor und legte ihn neben sich aufs Sofa. »Das ist mein Mann«, sagte Olive und zeigte auf die große Fotografie auf dem Wohnzimmerschrank. »Mein erster Mann, Henry. Ein wunderbarer Mensch.«

»Er sieht sehr nett aus«, sagte Lucy. »Aber erzählen Sie mir doch die Geschichte. Bob sagte, Sie hätten eine Geschichte, die Sie mir gern erzählen möchten.« Sie sagte es behutsam. »Ich würde sie gern hören, wirklich.«

»Bob Burgess ist ein feiner Kerl, ich konnte ihn immer gut leiden«, sagte Olive.

Lucys Gesicht färbte sich rosa – so zumindest kam es Olive vor. »Bob ist der beste Freund, den ich hier in Crosby habe. Wenn nicht sogar der beste Freund, den ich jemals hatte.« Sie sah zu Boden bei diesen Worten. Aber dann hob sie den Blick wieder und sagte: »Bitte, erzählen Sie mir Ihre Geschichte.«

Olives Stacheln glätteten sich. Sie sagte: »Na schön, aber ich weiß gar nicht, ob sie so erzählenswert ist.«

»Erzählen Sie einfach trotzdem«, sagte Lucy.

* * *

Die Geschichte war die: Olives Mutter war eine Farmers-tochter aus einer kleinen Ortschaft in Maine gewesen, West Annett, die etwa eine Stunde von Crosby entfernt lag. Ach,

und übrigens, Olive hatte ihre Mutter nicht besonders gemocht. Auch wenn das vermutlich nichts zur Sache tat.

»Warum mochten Sie sie nicht?«, wollte Lucy wissen, und Olive überlegte kurz und sagte dann: »Ich nehme mal an, weil sie mich nicht mochte.« Lucy nickte. »Ich war schon fünf, als meine kleine Schwester zur Welt kam, und ich habe diese Erinnerung – keine Ahnung, ob sie wahr ist –, dass ich meine Mutter gefragt habe, warum ich keine Geschwister habe, und sie sah mich an und sagte: ›Nach dir? Nach dir würde sich keiner trauen, noch ein Kind zu bekommen.‹ Aber dann haben sie sich anscheinend doch getraut.«

»Warum sagt eine Mutter so was? Was war so schlimm an Ihnen als kleines Kind?«, fragte Lucy.

»Na ja. Ich war nicht sehr kuschlig, das war mal das eine, und in Isa war Mutter schon deshalb vernarrt, weil sie mit ihr so gut kuscheln konnte. Mutter kuschelte nun mal gern, und ich eben nicht.«

»Isa? Ihre Schwester? Schöner Name, aber erzählen Sie weiter.« Lucy zupfte etwas von ihrer Jeans ab.

Jedenfalls hatte Olives Mutter – »Wie hieß sie?«, unterbrach Lucy und sah Olive an, die sagte, ihre Mutter habe Sara geheißen. »Mit h geschrieben?«, fragte Lucy, und Olive schüttelte den Kopf. Ohne h. Sara also hatte einen Bruder, an dem sie ihr Leben lang sehr hing, obwohl er definitiv nicht normal war. »Ich glaube, seine Hoden sind nie nach unten gewandert«, sagte Olive. »Er hatte keinerlei Bartwuchs und diese ganz hohe Stimme, und er war ein extrem merkwürdiger Mensch, er hat eine Frau geheiratet, die Ardele hieß und die genauso gesponnen hat, sie hatten nie

Kinder, aber Mutter hing ihr ganzes Leben sehr an ihm, sie ist sogar im Haus von Ardele gestorben.«

Sara, wie gesagt, war auf dieser kleinen Farm in West Annett aufgewachsen. Sie war ein fröhlicher Mensch, klein und zierlich – und hübsch. »Das war ich ja nie«, fügte Olive hinzu. Lucy saß nur da und sah sie an, und Olive musste den Blick zum Fenster wenden. »Erzählen Sie weiter«, bat Lucy leise.

Olive schaute hinab auf ihren Bauch, der vorstand wie ein Basketball, und zog ihre Jacke ein bisschen darüber, ehe sie fortfuhr. »Mutter wollte Lehrerin werden, deshalb ging sie auf die Normalschule in Gorham. Normalschule nannte man damals die Lehrerseminare«, ergänzte sie. »In den späten Zwanzigerjahren war das.«

Am Ende ihres ersten Jahres hatte ihre Mutter in einem Hotel ein Stück weiter die Küste entlang gekellnert; sie hatte dort auch gewohnt während dieser Zeit. Und sie hatte sich in den Sohn der Frau verliebt, der das Hotel gehörte.

»Hören Sie mir zu?«, fragte Olive Lucy, die nickte.

»Geld. Seine Mutter hatte Geld, sie kam aus einer reichen Familie. Was mit dem Vater war, weiß ich nicht – gestorben, glaube ich.« Aber so oder so war Olives Mutter, Sara, schwer verliebt gewesen in diesen Burschen, Stephen Turner hieß er. Und so wie Olive das verstanden hatte, er in sie auch.

Stephens Mutter gehörte noch ein zweites Hotel, in Florida, und nachdem Olives Mutter nach den Ferien zunächst auf die Normalschule zurückgekehrt war, ging sie nach einem Semester dort weg, um in dem Hotel dieser Frau – dieser Mrs Turner – in Florida zu arbeiten.

»Das wissen Sie alles von Ihrer Mutter?«, fragte Lucy.

»Genau.«

»Erzählen Sie weiter.«

Und als sie zurückkam ...

»War dieser Stephen auch dort?«, erkundigte sich Lucy, und Olive sagte, o ja, Stephen war da. Aber als Sara zurückkam, waren sie und Stephen kein Paar mehr. Mrs Turner hatte entschieden, dass Sara nicht fein genug war für ihren Sohn, die Mutter hatte die zwei in Florida auseinandergebracht. Stephen sollte Arzt werden, und das bedeutete, dass Sara, die nichts vorweisen konnte als eine kleine, armselige Farm, einfach unter seinem Niveau war.

»Warten Sie. Das hat Ihnen alles Ihre Mutter erzählt?«, fragte Lucy; sie hatte sich ein Stück vorgebeugt.

»Doch, ja, Mutter hat mir das alles erzählt, als ich noch ein Kind war, zwölf vielleicht, keine Ahnung, aber da hat sie es mir erzählt. Nur das eine Mal allerdings, ich glaube nicht, dass sie es danach je wieder erwähnt hat.«

»Erzählen Sie weiter«, bat Lucy.

Sara ging zurück nach Maine, auf die Normalschule, und drei Monate später lernte sie bei einem Tanzabend Olives Vater kennen.

»Er saß ganz am Ende einer Bank, weil er sehr schüchtern war, also setzte er sich ganz außen hin, und Mutter unterhielt sich mit ihm, und zwei Monate später heirateten sie.« Olives Mutter wurde Lehrerin – ihre erste Stelle war in einem Schulhaus mit nur einem Raum –, und Olives Vater, der keinen Schulabschluss hatte, arbeitete in einer Konservenfabrik. Als die Depression kam, wurde er

arbeitslos, und sein Geld reichte nicht mehr, um Lebensmittel zu kaufen.

Olive erinnerte sich noch an den Tag, als sie ihn in den kleinen Kaufladen begleitet hatte und der Inhaber ihn nicht mehr anschreiben ließ. Ihr Vater hatte Tränen in den Augen gehabt, als sie aus dem Laden kamen.

Sie hielt inne und sah erneut zum Fenster. Als sie sich schließlich wieder umwandte, sagte sie: »Das jetzt, das ist eigentlich nicht die Geschichte, die ich erzählen will, aber ich sage es trotzdem – mein Vater war ein außergewöhnlicher Mensch.«

»In welcher Hinsicht?«, fragte Lucy.

»In jeder«, sagte Olive.

»Ah«, sagte Lucy.

Olive drehte sich wieder zum Fenster. »Er war ein sehr wortkarger Mann. Er kam aus schrecklichen Verhältnissen. Sein Vater hat ihn geprügelt, und die kleineren Geschwister hat er auch zu schlagen versucht, aber Vater ist immer dazwischengegangen und hat die Prügel für die Kleineren auf sich genommen.«

Lucy sagte nichts. Sie saß nur da und sah Olive an, ihren Mantel immer noch neben sich auf dem Sofa, die Hände im Schoß.

»Als mein Vater siebenundfünfzig war, hat er eine Schrotflinte genommen und sich erschossen.« Olive sah zu Lucy hin, als sie das sagte.

»Wo?«, fragte Lucy gedämpft. »Wo hat er das gemacht?«

»In der Küche. Er lag in der Küche, als Mutter aus der Schule heimkam. Hirnmasse überall an der Zimmerdecke.«

»Puh«, sagte Lucy sehr leise.

»Aber das gehört nicht zu meiner Geschichte.«

»Erzählen Sie weiter«, sagte Lucy. »Wir wissen nicht, ob es zur Geschichte gehört oder nicht.«

Das wunderte Olive etwas, aber sie fuhr fort: »Jedenfalls, als meine Mutter starb, drei Jahre nach meinem Vater ...«

»Woran ist sie gestorben?«, fragte Lucy.

»Gehirntumor.« Olive machte die Augen schmal und sagte nachdenklich: »Das fand ich irgendwie interessant, weil der Arzt mir gesagt hat, sie hätte diesen Gehirntumor vielleicht schon viele Jahre gehabt und es könnte die Belastung durch den Tod meines Vaters gewesen sein – durch seinen Selbstmord –, die den Wachstumsschub ausgelöst hat. Das fand ich immer interessant.«

»Das ist sogar hochinteressant«, sagte Lucy. Jetzt lehnte sie sich endlich zurück. »Wissen Sie, ich kannte eine Frau, sie hatte die zwei süßesten Kinder, die man sich nur vorstellen kann, kleine Kinder noch, und ihr Mann wurde als Schriftsteller berühmt, und dann ging er für ein Semester an irgendeine Universität, wo er sie ziemlich schnell wegen einer anderen verließ, und seine Frau bekam einen Gehirntumor, und nach nicht einmal einem Jahr war sie tot. Ich habe mich immer gefragt, ob da eine Verbindung bestand.«

Olive sagte: »Du lieber Himmel. Was ist aus dem Mann geworden?«

»Der blieb letztlich allein, und berühmt war er bald auch nicht mehr.«

»Wenigstens etwas«, sagte Olive, und Lucy schüttelte den Kopf und sagte: »Nein, es war furchtbar traurig.«

Olive rollte mit den Augen.

Lucy sagte: »Aber erzählen Sie weiter. Ihre Mutter ist also gestorben. In dem Haus von dieser Ardele.«

»Ja, sie ist bei Ardele gestorben, und in ihrer Handtasche« – Olive setzte sich etwas schräg und beugte sich vor –, »als ich ihre Handtasche durchgesehen habe, fand ich diesen alten, zerfledderten Zeitungsausschnitt. Nicht in ihrem Geldbeutel, sondern in so einem kleinen Reißverschlussfach innen in ihrer Handtasche. Eine Zeitungsnotiz. Damals war es ja so, wenn eine sogenannte bedeutende Persönlichkeit in die Stadt kam, dann brachte die Zeitung dazu einen schwachsinnigen kleinen Artikel. Und dieser Artikel stammte aus einer Zeit, als meine Mutter bald sieben Jahre verheiratet war und schon ihre beiden Töchter hatte. Und zwar stand in dem Artikel ...«

Der Artikel, eine kleine Notiz im *Shirley Falls Journal* – mit Foto –, meldete, dass sich Dr. Stephen Turner, Sohn von Soundso und dem seligen Mr Soundso Turner, mitsamt Gattin und den beiden Töchtern in der Stadt aufhielt. Stephen war Arzt in Boston, seine Frau Ruth die Tochter irgendeines hohen Tiers ebenfalls im Raum Boston, und sie hatten zwei noch sehr kleine Mädchen; das Foto zeigte sie alle zusammen.

Die Mädchen hießen Olive und Isa.

Olive wartete.

Dann sagte Lucy: »O du mein Gott!« Und Olive nickte. Lucy fing an, ihre Knie gegeneinander zu tippen, und sah

sich im Zimmer um, Handflächen aufs Sofa gestützt. »O du mein Gott!«, wiederholte sie, den Blick auf Olive gerichtet, und wieder nickte Olive leicht.

»Tja-ja«, sagte Olive.

»Dann hat Ihre Mutter diese Notiz also ihr ganzes Leben lang aufgehoben.«

»So ist es.«

»Und seine Töchter hießen genauso wie Sie und Ihre Schwester.«

»Ganz genau.«

Lucy schüttelte langsam den Kopf. »Das heißt, Ihre Mutter und Stephen müssen schon die Namen für ihre Kinder ausgesucht haben.«

»Das habe ich auch gedacht, ja.«

»Es geht ja gar nicht anders.« Lucy rutschte wieder nach vorn. »Es kann unmöglich ein Zufall sein, die Namen sind zu besonders.« Ihre eine Hand ruderte leicht, als sie langsam, mit Staunen in der Stimme, sagte: »Sie haben über die Namen gesprochen, die sie ihren Kindern geben wollten. Und Ruth, seine Frau, hat davon natürlich nichts geahnt. Keine Frau würde ihren Kindern die Namen geben, die sich ihr Mann zusammen mit ihrer Vorgängerin überlegt hat.«

»Ja, das habe ich auch gedacht ...«

Aber Lucy redete schon weiter. »Und ihr ganzes Eheleben hindurch hatten sie nie wieder Kontakt, Ihre Mutter und Dr. Stephen Turner?«

»Nein, ich glaube nicht. Nein, nein, das kam in der Geschichte nicht vor.«

Lucy nickte. »Natürlich nicht.«

Sie lehnte sich zurück und sah vor sich hin, schaute dann hinab auf ihre Hände, und als sie endlich wieder zu Olive hochsah, waren ihre Augen gerötet. Und dann kamen aus diesen Augen Tränen. Tränen!

»Ich denke, Sie weinen nie. Haben Sie das nicht in Ihren Erinnerungen geschrieben?«, sagte Olive.

»Ich tue mich schwer mit dem Weinen, das habe ich geschrieben.« Lucy suchte in ihrer Manteltasche. »Hier«, sagte Olive und deutete auf den Tisch am anderen Ende des Sofas, und Lucy stand auf, nahm sich ein Kleenex und setzte sich wieder hin.

»Und warum bringt Sie das jetzt zum Weinen?« Olive war aufrichtig neugierig.

»Weil es so eine traurige Geschichte ist.«

»Na ja, es ist eine interessante Geschichte. Für mich jedenfalls.«

»Mrs Kitteridge, das ist eine unglaublich traurige Geschichte.«

Olive sah wieder aus dem Fenster. »Gut, kann schon sein.«

»Sie ist so traurig, weil Ihre Mutter und dieser Stephen – sie haben sich wirklich geliebt. Sie waren jung, und sie haben sich geliebt – sogar die Namen für ihre Kinder wussten sie schon –, und seine Mutter bringt sie auseinander, aber sie vergessen einander nie. Und all die Jahre, die Ihre Mutter mit Ihrem Vater verheiratet war – wann immer er etwas tut, was ihr nicht passt, denkt sie an Stephen und wie wunderbar er in dieser Situation gewesen wäre. Und bei Stephens Frau, dieser Ruth, wird es das Gleiche gewesen sein.

Sooft sie ihn irgendwie enttäuscht hat, musste er an seine hübsche, fröhliche Sara denken und an das Leben, das sie zusammen geführt hätten. Zwei Paare, und beide leben sie ihr ganzes Leben mit diesen Geistern im Raum. Das ist so traurig daran. Traurig für alle Beteiligten, aber besonders für Ihren Vater und Ruth, die gar keine Ahnung hatten, dass sie mit diesen Geistern leben.«

Lucy weinte jetzt nicht mehr. Aber sie tupfte sich mit dem Kleenex die Nase.

Olive sagte: »Meine Eltern hatten keine glückliche Ehe. Mein Vater hat sich so bemüht, ihr alles recht zu machen, aber es gelang ihm nie. Während der Depression hat er sie jede Woche abgeholt, sie hat an einer Schule drei Orte weiter unterrichtet, als wir klein waren, und er hat sich derweil um uns gekümmert, und jeden Freitagnachmittag ist er in seinem ramponierten alten Pick-up, der ständig liegen blieb, hingefahren, um sie abzuholen, und einmal hat er angehalten und ihr ein Sträußchen Maiblumen gepflückt. Und ich glaube, es ließ sie völlig kalt.«

Lucy saß ganz hinten auf dem unbequemen Sofa, die dünnen Beine von sich weggestreckt. Und dann rutschte sie wieder nach vorn.

»Was sind Maiblumen?«, fragte sie.

»Oh.« Olive sah sich im Zimmer um, bevor sie sagte: »Maiblumen sind Wildblumen, so eine Art Bodendecker, die da wachsen, wo die Nadelwälder am dichtesten sind, und mein Vater hat am Straßenrand angehalten und ist in den Wald reingegangen und hat ihr ein kleines Sträußchen gepflückt.«

»Woher wissen Sie, dass es sie kalt ließ? Hat Ihr Vater Ihnen das gesagt?«

Olive dachte nach. »Nach meiner Erinnerung hat meine Mutter es mir erzählt, und sie sagte es – ja, nicht direkt verächtlich, aber so, als wäre es ihr ziemlich gleich. Als ob er denken würde, es könnte ihnen helfen, aber wie hätten Maiblu-
men ihnen helfen sollen? So habe ich das immer aufgefasst.«

Lucy tippte sich mit der Hand gegen den Mund. Nach einer Weile fragte sie: »Haben Sie dann Ihrer Mutter die Schuld am Selbstmord Ihres Vaters gegeben?«

Olive spürte einen kleinen Stich in der Brust. Lange Zeit sah sie geradeaus, ohne zu sprechen, und dann sagte sie: »Doch, insgeheim habe ich das wohl.«

Als sie schließlich einen Blick zu Lucy riskierte, beobachtete diese sie. »Was?«, fragte Olive. »Was denken Sie jetzt?«

»Dass sein eigener Vater vermutlich mehr damit zu tun hatte als Ihre Mutter.«

Das ließ sich Olive durch den Kopf gehen, ehe sie sagte: »Ja, zwei Brüder von ihm sind auch so gestorben.«

»Im Ernst? Dann kann Ihre Mutter nicht schuld gewesen sein.« Lucy seufzte laut auf und sagte: »Aber so etwas Trauriges. Dass sie diesen Zeitungsausschnitt ihr Leben lang mit sich rumgetragen hat.« Sie schüttelte den Kopf. »Alle diese unbeachteten Leben, und die Menschen *leben* sie einfach, zum Kuck...!« Sie biss sich auf die Zunge und sah Olive an: »Entschuldigung.«

»Pff, fluchen Sie ruhig.« Und Olive setzte hinzu: »Das ist jedenfalls die Geschichte. Ich wollte sie immer irgendwem erzählen. Aber aus irgendeinem Grund habe ich es nie.«

»Ich frage mich ja«, sagte Lucy sinnend, »wie viele Menschen in langen Ehen wohl mit solchen Geistern leben.«

»Also Henry und ich hatten keine.« Aber noch während Olive es sagte, musste sie an dieses spatzenhirnige junge Ding denken, Henrys Mitarbeiterin in der Apotheke, die er so gemocht hatte, und sie selbst hatte sich zu einem Kollegen an ihrer Schule hingezogen gefühlt. Aber waren das nicht winzige Tröpfchen Öl in einer Bratpfanne? Kein Vergleich zu der Geschichte, die sie eben erzählt hatte.

Also sah sie Lucy an und erzählte ihr von dem Gänschen, für das Henry seine kurze Schwäche gehabt hatte, und von dem Mann, in den sie kurzzeitig verliebt gewesen war.

Und Lucy hörte zu und sagte: »Nein, das ist nicht das Gleiche. Ich meine, wie lange ging das denn jeweils?«

»Ach, nicht mal ein Jahr«, sagte Olive.

Lucy winkte ab. »Kleine Verliebtheiten, folgenlose Flirts, das ist nicht, als würde man mit einem Geist leben.« In diesem Moment plingte Lucys Handy, und sie holte es aus der Manteltasche. Sie musste es ganz dicht vor die Augen halten und stark blinzeln dabei. »Entschuldigen Sie mich kurz. Das ist Bob. Er fragt, ob wir fertig sind. Er hat mich vorhin von meinem Büro hierhergebracht, und jetzt würde er mich wieder abholen.«

»Na, ich denke schon«, sagte Olive, aber im Stillen war sie enttäuscht. Sie hätte gern länger mit dieser Lucy Barton geredet.

»Sekunde, ich schreibe es ihm kurz.« Lucy blinzelte noch stärker und drückte an dem Telefon herum, bevor sie es zurück in die Manteltasche schob und Olive wieder ansah.

»War nett, mit Ihnen zu reden«, sagte Olive, und Lucy sagte: »Ja, das war wirklich sehr schön.« Sie lächelte, und wie das ihr Gesicht veränderte! Es machte sie richtiggehend hübsch. »Wirklich sehr schön«, wiederholte Lucy.

Olive sagte: »Ich bin froh, dass Sie Bob als Freund haben. Ein guter Freund, das macht so viel aus. Ich habe eine Freundin, Isabelle Goodrow ...«

Aber Lucys Gesicht färbte sich schon wieder rosa. Sie sagte: »Seine Frau, Margaret, sie ist auch sehr nett.«

»Also mein Fall ist sie nicht so. Nicht, dass ich was gegen sie hätte. Außer dass sie Pfarrerin ist.«

Lucy sagte: »Nein, sie ist ein echt netter Mensch.« Dann sagte sie: »Wissen Sie, ohne Bob wäre ich nie ...« Sie brach ab. »Ohne Bob hätte ich Sie nie kennengelernt.«

Aber als es an der Tür klopfte und Bob Burgess ins Zimmer kam, sah Olive etwas. Sie sah Bobs Gesicht, den Blick, mit dem er Lucy ansah. Er war verliebt in sie, und als Lucy vom Sofa zu ihm hochschaute, veränderte sich ihr Gesicht so von Grund auf, es wurde so gelöst und so froh, und sie sagte: »Hallo, Bob.«

»Na, wie lief's?« Bob sah zu Olive hin und dann wieder zu Lucy.

»Hat gepasst«, sagte Olive.

II

Aber was Bob und Lucy betraf, täuschte sich Olive Kitteridge. Sie waren Freunde, mehr nicht. Sie waren alt genug, um dankbar zu sein für diese Freundschaft, die sie so spät im Leben gefunden hatten, und Margaret und William waren ebenfalls froh um die Freundschaft der beiden; dass ihre Partner jemanden hatten, mit dem sie so gut reden konnten, war auch für sie sehr angenehm.

Sowohl Bob als auch Lucy kam es vor, als würden sie sich schon viel länger kennen, als das tatsächlich der Fall war.

Hier ein Beispiel für die Art ihrer Freundschaft: Bob hatte (heimlich) wieder zu rauchen begonnen. Er hatte die längste Zeit seines Lebens geraucht, aber aufgehört, als er Margaret kennengelernt hatte, was nun bald fünfzehn Jahre her war, doch seit der Pandemie rauchte er heimlich wieder, erst nur eine Zigarette am Tag, inzwischen zwei. Lucy wusste das, Margaret nicht. Mehr war es nicht. Ein sehr unschuldiges Geheimnis, denn sowohl Bob als auch Lucy waren – auf ganz eigene, schwer greifbare Weise – unschuldige Menschen.

Es könnte hilfreich sein, an dieser Stelle kurz auf Bobs und auch Lucys Hintergrund einzugehen. Bob war als Kongregationalist aufgewachsen und stammte von einer langen

Reihe von Neuengländern ab; väterlicherseits reichten sie bis zu den Puritanern zurück, die von England nach Massachusetts auswandern mussten, weil ihre Religionsauffassung zu radikal war. Diese frühen Puritaner verteuflten nahezu alles, schien es Bob immer, außer harter Arbeit. Musik und Theater waren bei ihnen verpönt, weil dadurch die Sinne aufgestachelt wurden; selbst ein festliches Weihnachten verurteilten sie. Eine von Bobs Ahnen war als Hexe gehängt worden – fast alles, was er über seine Vorfahren wusste, jagte ihm einen Schauer über den Rücken. Zudem – ein ganz zentraler Aspekt – durfte man bei den Puritanern nur ja keine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Generationen von Genen hatten kaum etwas dazu beigetragen, diese Eigenschaft in Bob abzuschwächen. Seine Abstammung hatte ihn geprägt, wie das so oft der Fall ist.

Lucy kam aus einer ähnlichen Tradition; auch sie hatte an Thanksgiving die Kongregationalistenkirche ihres Städtchens im Mittleren Westen besucht. Ihre Kindheit war ganz besonders schwer gewesen, denn ihre Familie war so arm – und so *anders* als alle anderen –, dass sie wie Aussätzige behandelt wurden. Lucys Mutter hatte ihre Kinder nie berührt, außer um sie zu züchtigen, und ihr Vater hatte aus dem Zweiten Weltkrieg eine Angststörung mit heimgebracht, die sich in unkontrollierten sexuellen Handlungen äußerte, auch wenn er sich nie an seinen Kindern vergriffen hatte. Trotzdem hatte Lucy ihre beiden Eltern auf schmerzhaft Weise geliebt. Aber sie hatte es extrem schwer gehabt als Kind.

Worum es hier jedoch geht: Zieht man all dies in Be-

tracht – und das sollte man –, dann waren Lucys Vorfahren nicht unähnlich denen von Bob. Sie waren in Provincetown in Massachusetts an Land gegangen und dann weitergezogen in den Mittleren Westen, wie es – so hatte Lucys Mutter das einmal ausgedrückt – »nur die Tapfersten« taten.

Margaret Estaver war katholisch aufgewachsen, bevor sie Pastorin bei den Unitariern geworden war, und William war als Protestant groß geworden, denn sein Vater war nach dem Krieg aus Deutschland eingewandert. Wir glauben gern, dass wir unser Leben unter Kontrolle haben, aber das stimmt manchmal nur bedingt. Die, die vor uns kamen, haben die Weichen für uns gestellt.

Lucy, die Hände in den Taschen ihres blau-schwarz karierten Mantels, ging mit Bob nach dem Besuch bei Olive zu seinem Wagen, und sie sagte: »Ach, laufen wir noch ein Stück.« Also fuhren sie hinunter zum Fluss, der mit all dem gelben Laub wunderschön aussah in der herabstrahlenden Sonne. Als sie ausgestiegen und die ersten Meter gegangen waren, fragte Bob, ob Olive sehr ruppig zu Lucy gewesen sei, und Lucy sagte: »Ja, anfangs schon. Aber dann wurde mir klar, dass sie damit nur ihre Unsicherheit überspielt, und im Lauf der Zeit wurde es auch besser.«

»Olive unsicher?«, fragte Bob, und Lucy sah ihn an und sagte: »Ja, Bob. Sie versucht ihr Gegenüber einzuschüchtern, und wer das tut, überspielt letztlich immer Angst und Unsicherheit. Aber ich mag sie, und zum Schluss mochte sie mich auch.« Lucy erzählte Bob die Geschichte, die sie von Olive gehört hatte. »Herzzerreißend, nicht wahr?«, sagte sie

mit einem Blick zu ihm, und Bob gab ihr recht, ja, es war herzerreißend.

»Ich musste weinen«, sagte Lucy.

»Wirklich?« Bob blieb einen Moment lang stehen.

»Ja. Diese vier Menschen, deren Leben nie irgendeine Beachtung gefunden hat und die eine so – ich weiß auch nicht – eine so *wahrhaftige* Situation durchlebt haben. Zwei Paare mit einem Geist in ihrer Ehe. Das ist so *traurig*, Bob.«

Bob nickte, und nach ein paar Sekunden fragte er: »Wie geht es Chrissy? Und dem kleinen Aiden?« Lucys Tochter Chrissy hatte vor kurzem einen Sohn bekommen, aber sie litt an einer postpartalen Depression, und Lucy hatte sich sehr um sie gesorgt.

»Schon viel besser, danke. Und Aiden geht es sowieso gut.«

Dann erzählte sie, dass ihre andere Tochter, Becka, die seit kurzem von ihrem Dichter-Ehemann Trey geschieden war – den Teil kannte Bob schon –, Trey jetzt als Narzisstent diagnostiziert hatte. Das sei in letzter Zeit Beckas großes Thema gewesen: die Merkmale eines Narzissten. »Ich habe die Literatur gelesen, die sie mir dazu geschickt hat, und ich muss sagen, es ist schon einiges dran. Das scheint ihre Art zu sein, die Trennung, wie sagt man da heute, aufzuarbeiten.« Lucy zuckte die Achseln und fügte mit einem Seufzer hinzu: »Ach, wer weiß.«

Aber in Bob, und das wunderte ihn, regte sich ein Unbehagen, und dann fiel ihm ein, wie ihn in seiner ersten Zeit mit Margaret ein Mann aus ihrer Gemeinde, ein ganz offenkundig gestörter Mann, beiseitegenommen und gesagt hatte: »Die ist narzisstisch hoch zehn.« Das war natürlich

eine Ungeheuerlichkeit, und Bob hatte geglaubt, er hätte es vergessen, aber jetzt, als er Lucy zuhörte, kam es zu ihm zurück. Sie zählte die typischen Eigenschaften der Narzissten auf:

Sie können reizend und charmant sein.

Ihnen geht es ausschließlich um sich selbst.

Sie helfen anderen nur, um selbst gut dazustehen.

Auf Kritik reagieren sie mit »Gaslighting«, soll heißen, sie bieten alle Mittel auf, um einen an der eigenen Wahrnehmung zweifeln zu lassen.

Und so fort ...

Also erzählte Bob Lucy von seiner Begegnung mit diesem Mann aus Margarets Gemeinde. Und Lucy blieb stehen.

»Ins *Gesicht* hat er dir das gesagt?«

»Ja«, sagte Bob.

»Grundgütiger.« Dann gingen sie weiter, und Lucy sagte:

»Ich kann jedenfalls nur hoffen, dass es Becka hilft, mit dem Thema Trey abzuschließen.«

»Denk einfach nicht drüber nach«, sagte Bob, und sie nickte – das war ein kleiner Scherz zwischen ihnen, dieses

»Denk nicht drüber nach«, weil sie beide das Gefühl hatten, zu viel über alles nachzudenken. »Wird gemacht«, sagte sie.

Aber als sie auf dem Weg mit seinem Gesprenkel aus gelben Blättern und Sonnenflecken gingen, tat Lucy ein paar rasche Schritte und drehte sich zu Bob um und sagte: »Ach, Bob, weißt du, was ich zu gern noch könnte: Rad schlagen!«

»Du könntest früher mal *Rad* schlagen?« Das Bild, das Bob von ihrer Kindheit hatte, war so trist – eine raderschlagende Lucy hatte darin keinen Platz. Doch dann fiel ihm das Buch ein, das sie über William geschrieben hatte: wie William ihr darin sagte, er habe sie geheiratet, weil sie so voll Freude gewesen sei, einer schier unfasslichen Freude angesichts der elenden Verhältnisse, aus denen sie kam.

»Ja! Mein Bruder und meine Schwester nicht, aber ich schon, ich fand es ein herrliches Gefühl. Der Körper – ach, der Körper nagelt uns an den Boden.«

»Ich habe in meinem ganzen Leben kein Rad geschlagen«, sagte Bob.

Sie kamen zu der Granitbank, wo Bob seine Zigaretten rauchte, und setzten sich hin, und Bob sagte: »Danke, Lucy« – dafür, dass sie sich nicht an seinem Rauchen störte, meinte er, und sie sagte: »Nichts zu danken, Bob.« Das sagten sie jedes Mal. So wie der Wind heute wehte, konnte Bob im Sitzen rauchen, der Qualm trieb von ihnen weg. Wenn der Wind anders stand, oder wenn es windstill war, stand Bob auf und ging beim Rauchen auf und ab, denn, so hatte er Lucy erklärt, das hatte er als heimlicher Raucher gelernt: Wenn man sich bewegte, hängte sich einem der Rauch nicht so in die Kleider.

»Oh, Bob, das wollte ich dir schon die ganze Zeit erzählen.« Lucy wandte sich ihm zu. »Klein Annie wirft immer mehr Blätter ab, und ich bin endlich draufgekommen, dass ich sie umtopfen muss.«

»Ist das sehr schwierig?«, fragte Bob. Er wusste, dass sie von ihrer Zimmerpflanze sprach. Lucy besaß zwei Grün-

pflanzen, eine stammte noch aus New York und reichte fast bis zur Decke (das hatte Bob bei den Gelegenheiten sehen können, wenn er und Margaret bei Lucy und William zum Essen eingeladen waren), und die andere, dieselbe Sorte, hatte Lucy vor einem knappen Jahr dazugekauft. Sie hatte sie in dem Drogeriemarkt in Crosby entdeckt, und sie liebte sie. Bob staunte immer wieder über Lucys Fähigkeit, *Dinge* zu lieben, und an jenem Abend hatte er die beiden Pflanzen bei ihr im Wohnzimmer stehen sehen und gesagt: »Ah, deine Pflanze hat eine kleine Schwester bekommen.«

»Genau! Sie heißt Klein Annie.« Und Lucy hatte sacht die Blätter berührt.

»Und wie heißt die große?«, hatte Bob gefragt, und Lucy hatte nur den Kopf geschüttelt und gesagt: »Gar nicht.«

»Sie redet sogar mit ihren Pflanzen«, hatte William vom Sofa her eingeworfen und hatte sich mit den Fingern durch sein weißes Haar gefahren, dass es senkrecht in die Höhe stand. »Und ich muss sagen, sie hat mich überzeugt. Ich meine, ich halte sie nicht für verrückt deswegen.« Und er hatte hinzugesetzt: »Ich halte sie ja eh für ein Geistwesen, das wisst ihr. Sie ist anders als wir anderen.« Das hatte er gesagt und dann an seinem dichten weißen Schnurrbart gezupft.

Jetzt sagte Lucy mit einem Seufzer: »Zu schwierig jedenfalls, als dass ich mich dazu aufraffen könnte.« Sie fügte hinzu: »Aber mir scheint zurzeit ja so vieles so schwierig. Keine Ahnung, warum; irgendwas muss in meinem Kopf durcheinandergekommen sein. Seit Chrissy endlich ihr Kind hat und dann diese postpartale Depression gekriegt

hat und ... Ich weiß nicht, Bob. Die Mädchen brauchen mich einfach nicht mehr so wie früher.«

»Ich versteh dich schon«, sagte Bob. Sie erzählte ihm das nicht zum ersten Mal.

Eine Zeit lang saßen sie schweigend da. Bei ihren ersten gemeinsamen Spaziergängen, noch während der Pandemie, hatte Lucy auch viel von ihrem zweiten Mann David gesprochen. Er war Cellist bei den Philharmonikern gewesen und war zwei Jahre vor der Pandemie gestorben. Sie hatte ihn offenbar sehr geliebt und war von ihm ebenso geliebt worden. Aber jetzt hatte sie ihn schon länger nicht mehr erwähnt, das war Bob aufgefallen, und er scheute sich, selbst an das Thema zu rühren.

Durch verengte Augen sah er sie an und sagte: »Weißt du, was mir erst kürzlich klargeworden ist? Dass ich früher deshalb so viel getrunken habe, weil ich Angst habe. Ich habe immerzu Angst. Jetzt trinke ich ja nur noch mein Glas jeden Abend. Aber das ist der Grund, warum ich mein Glas Wein brauche. Angst.« Er zog an seiner Zigarette und sagte: »Und warum ich die hier rauche. Nackte Angst.«

Er wandte den Blick nicht von ihr, während er den Rauch ausstieß. Lucy sah ihm mitten ins Gesicht; er hatte das Gefühl, zuschauen zu können, wie seine Worte bei ihr ankamen. »Oh, ich weiß genau, was du meinst«, sagte sie.

»Ich weiß«, sagte Bob.